

SARAH STANKEWITZ

the weight of falling

ROMAN

IN LOVE

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

Forever



Sarah Stankewitz
The Weight of Falling (in Love)

Sarah Stankewitz

The Weight of Falling (in Love)

Roman

Forever

Forever by Ullstein
www.ullstein.de

ISBN 978-3-95818-816-7

1. Auflage August 2026

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage

© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126,
10117 Berlin / Forever

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: Favoritbuero, München

Gesetzt aus der Scala powered by *pepyrus*

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

.....

Content Note

»The Weight of Falling (in Love)« setzt sich mit Themen auseinander, die für manche Menschen belastend oder triggernd sein können. Wenn du merkst, dass dich der Inhalt zu stark emotional berührt, nimm dir bitte die Zeit, die du brauchst, und pass auf dich auf. Am Ende des Buches findest du eine genaue Auflistung der Themen.

.....

Für alle, die gesprungen sind.
Und diejenigen, die sie nicht auffangen konnten.
Es war nie eure Schuld.

Prolog

Depressionen.

Ich war neun, als ich das Wort zum ersten Mal gehört habe. Wir beide – du und ich – saßen gebeugt über zwei Schüsseln Froot Loops an unserem runden Küchentisch, und im Fernsehen kam ein Beitrag über ein Mädchen, das sich an diesem regnerischen Montagmorgen auf die Gleise gelegt hatte, statt wie gewohnt den Schulweg zu nehmen. In der Sekunde, in der ihre Mitschüler beim Ertönen der Schulklingel die Augen verdrehten, schlossen sich ihre für immer.

Ihr Name war Susy Davenport, sie war fünfzehn und depressiv.

So viel wusste man.

Name, Alter und dieses eine Wort, das mir so fremd war.

Depressiv.

Mimi schlug sich die Hand vor den Mund. Sie zitterte, obwohl sie das Mädchen nicht einmal im Entferntesten kannte, weil New York City eine Großstadt ist und jeder zwischen den Hamptons und der Statue of Liberty nur auf sein eigenes Leben schaut. Aber die Vorstellung, dass an Susys Stelle eine von uns beiden dort hätte liegen können, packte sie wie eine Welle der Traurigkeit, während du weiter deine Cornflakes nach Farben sortiert hast. Derweil sog ich die Gefühle, die im Raum schweb-

ten wie Gewitterwolken, schwammartig auf, bis ich selbst triefend nass vor Trauer war – Trauer um ein Mädchen, das ich nie getroffen habe und nie treffen würde.

»Was bedeutet depressiv sein, Mimi?«, fragte ich die Frau, die mehr Mutter für mich war als meine eigene. Genau aus diesem Grund hatte sie vor einem Jahr die Adoptionspapiere unterschrieben, nachdem Mom zum wiederholten Mal von den Sanitätern in die psychiatrische Klinik gebracht worden war.

Bipolares Wrack, haben die Schwestern sie genannt, als sie dachten, ich höre nicht hin. Ich hätte Mimi direkt nach der Bedeutung dieses komischen Wortes fragen sollen, das mich damals an Polarbären erinnerte. *Bipolar-Bären*. So nannte ich die Monster, die Mom regelmäßig entführten und ihre Persönlichkeit über Nacht änderten.

Zwei einsame Froot Loops schwammen in meiner Schale – einer lila, einer orange – und ich, ich fühlte mich auf einmal wie einer dieser bunten Ringe, die sich langsam mit Milch vollsogen und ihre Farben verloren. Mein Löffel bebte, so wie Mimis Hand. Sie zog ein Blatt Papier aus der obersten Schublade der alten Secondhandkommode und zeichnete sechs Striche in die Mitte, die ein schiefes Haus ergaben. Dann schob sie die Zeichnung in unsere Richtung. Endlich löste sich dein Blick von der Cornflakesschüssel.

»Wisst ihr, Mädchen, wir Menschen sind wie Häuser. Bei unserer Geburt bestehen wir aus warmen Räumen mit den schönsten Möbeln, die ihr euch nur vorstellen könnt. Aber es gibt einen Ort, an dem wir Dinge verstauen, die wir im Alltag nicht brauchen. Dinge, denen wir nicht jeden Tag begegnen wollen, weil sie nicht so hübsch anzusehen sind.«

»Du meinst einen Keller?«, stieß ich hervor, und Mimi nickte sanft.

»Wir alle tragen einen Keller in uns. Und unser Kopf? Er ist wie ein Dach, das unser Haus schützen soll – vor Regen, vor Hagel, vor Stürmen. Aber manchmal, gar nicht mal so selten, gibt es ein Problem mit diesen Dächern. Sie werden porös, schicken Nässe in dein Zuhause, weichen die Böden auf und lassen die geblühten Tapeten von den Wänden fallen. Sie fluten den Keller, bis all das, was man tief unten verstaubt hat und nicht fühlen will, plötzlich nach oben steigt. Diese Dächer sollen unsere Herzen schützen, aber manchmal sind die Schäden zu groß, um die Löcher allein zu flicken. Und dann werden unsere Seelen krank.«

»So wie unsere Körper krank werden, wenn wir zu lange in nassen Socken spielen?«, fragtest du stirnrunzelnd.

Mimi lächelte, aber das Lächeln erreichte ihre Augen nicht, in denen Tränen für das fremde Mädchen schwammen.

»Genau, Liebling.«

So richtig verstanden habe ich sie damals nicht. Heute weiß ich, was Mimi an jenem Morgen meinte. Wenn unsere Seele nass wird und sich keiner um die verfluchten Löcher im Dach kümmert, beginnt sie, in einem zu verrotten. Erst langsam, die ersten Stockflecken, dann immer schneller, bis eines Tages alles schwarz ist.

Ich frage mich, ob das mit dir passiert ist. Ob es Löcher in deinem Dach gab, die du mir nicht zeigen wolltest, obwohl wir uns so nahestanden wie beste Freundinnen. Nein, wir waren mehr als das.

Sister from another mister, das haben wir immer gesagt und uns danach so fest in den Arm genommen, dass wir husten mussten. Und bei keiner Umarmung habe ich gemerkt, wie vollgestopft dein Keller war. Ich frage mich, ob die Wolken des tristen New Yorker Himmels schon an diesem Montagmorgen

in deinen Kopf vorgedrungen sind – schleichend, wie ein Virus, bis auf einmal keine Sonne mehr durchkam.

Du hättest eine Eilmeldung verdient, die weltweit ausgestrahlt wird, nicht nur eine kurze Randbemerkung, die aus Name, Alter und einer Diagnose besteht. Doch du hast keine Eilmeldung bekommen, nur eine viel zu kleine Todesanzeige in einer No-Name-Tageszeitung.

Und ich frage mich seit sechs Jahren jede Nacht, ob ich dein Dach hätte reparieren können. Mit den richtigen Worten. Mit Liebe, mit Freundschaft und allem dazwischen, was wir hatten.

Hätte ich dich retten können?

Damals?

Bevor du gesprungen bist?

I. Cloud



Können Sterne weinen?

Heute

1. September

Ich habe nie verstanden, wieso Menschen Jahrestage feiern. Als wäre eine Beziehung, in der man sich bis auf Vorhaltungen kaum etwas zu sagen hat und sich nachts den Rücken zudreht, weniger einengend und beschissen, nur weil sie seit einem Tag zweistellig ist. Oder als wäre es erstrebenswert, jedes Jahr einen großen Schritt näher auf sein eigenes Grab zuzugehen. Am besten mit einer Schaufel in der Hand, denn Menschen arbeiten inzwischen ja bis zu ihrem Tod. Trotzdem zelebrieren wir Geburtstage mit einem kitschigen Partyhut auf dem Kopf, einem breiten Fake-Grinsen im Gesicht und einer billigen Supermarkttorte. Oder als wäre es in irgendeinem Universum ein Grund zu feiern, zehn Jahre nach dem Schulabschluss ausgerechnet die Menschen wiederzusehen, die einem das Leben zur Hölle gemacht haben.

Jahrestage sind beschissen.

Deshalb feiere ich sie nie, nein, ich *trauere* sie.

Heute erlaube ich mir Betroffenheit. Alle anderen dreihundertvierundsechzig Tage sperre ich in meinen imaginären Keller, in der Hoffnung, dass mein Dach niemals porös wird, niemals Risse bekommt. Dass ihr Verlust nicht in mir aufsteigt wie Schlamm, der die Kraft hat, mein Haus bis in den kleinsten Winkel zu zerstören.

Mir entflieht ein Lachen, angesiedelt zwischen Verzweiflung und Sarkasmus, als ich die letzten Streben der Feuerleiter hochkletterte und mir befehle, keinen Blick nach unten zu werfen.

»Warum lachst du?«, höre ich deine Stimme, leicht verunsichert und ganz und gar unecht. Du bist nicht hier. Seit sechs Jahren habe ich dich nicht mehr lachen, nicht weinen, nicht atmen gehört. Sechs Jahre können sich wie eine Ewigkeit anfühlen, wusstest du das? Vergeht die Zeit da oben schneller? Ich hoffe es für dich.

»Du weißt genau, wieso ich lache.« Weil es verdammt albern ist, mir Sorgen um undichte Stellen zu machen, wenn mein ganzer Körper vor sechs Jahren in zwei Hälften gerissen wurde.

Ihr Tod hat meine Seele zerfetzt und einen Teil davon mit sich in die Nacht genommen. Genau hier. Atemlos kämpfe ich mich auf das Dach dieses unbedeutenden roten Backsteingebäudes, schließe die Augen, lasse den Wind die Tränen trocknen, bevor sie überhaupt auftauchen können.

Ich weine nicht. Und heute werde ich definitiv nicht damit anfangen. Ihr würde mein Umgang mit der Trauer nicht gefallen, da bin ich mir sicher. Gefühle, die man hinunterschluckt, bleiben so tief in einem, dass man irgendwann Angst hat, einen Teil von sich selbst zu verlieren, wenn man sie loslässt.

Loslassen.

Das schlimmste Wort im Vokabular eines Hinterbliebenen.

Diesen Satz habe ich mal in einem Trauerforum gelesen,

geschrieben von einer anonymen Person, die kein Bild in ihrem Profil hatte und deren Name aus einer wirren Aneinanderreihung von Zahlen bestand. Und scheiße, ja, loslassen ist das Schlimmste.

Ich nehme ein paar tiefe Atemzüge und lasse die angenehme Septemberluft in meine Lungen strömen, damit sich wenigstens etwas in mir lebendig fühlt. Dann öffne ich die Augen, greife nach dem Schultergurt meines Rucksacks und laufe los.

Es ist das sechste Mal, dass ich hier bin. Das erste Mal kam ich wenige Tage nachdem wir die Nachricht über ihren Tod erhalten hatten, her. Niemand wollte das Wort mit den sechs Buchstaben aussprechen, als hätte die Menschheit Angst, etwas Verbotenes zu tun.

Suizid.

Meine beste Freundin hat sich selbst das Leben genommen.

In Reichweite der Wolken, die heute Nacht tief über der Stadt hängen.

Beim ersten Mal habe ich es keine zwei Minuten ausgehalten. Ein Jahr später waren es drei. Inzwischen liegt mein Rekord bei zehn. Mein heutiges Ziel ist es, die Zeit zu verdoppeln. Hier, über den Lichtern unserer Stadt, bin ich ihr so nahe wie nirgendwo sonst.

Das naive Kind in mir glaubte, dass Menschen, die sterben, zu Sternen werden. Heute weiß ich, dass die meisten längst erloschen sind. Ein Blick in den Himmel lässt einen Kloß in meinem Hals wachsen, groß wie einer der sperrigen Backsteine, aus denen dieses Gebäude besteht.

New York City ist sternenlos. Dafür leuchtet die Stadt umso heller. Ich werde mich wohl niemals an diese brachiale Skyline gewöhnen – an die Tausenden Lichter, die Glühwürmchen in

die Giganten aus Glas und Beton malen und ihnen eine Form von Lebendigkeit verleihen.

So viele träumen auf der Welt davon, eines dieser Glühwürmchen zu sein, weil hier zu leben in ihrer Vorstellung das Nonplusultra ist. In New York City werden die größten Geschichten geschrieben, nicht wahr? Was sie nicht sehen: Zwischen all diesen Lichtern, die sich kaleidoskopartig vor mir ausbreiten, verrecken jede Nacht unzählige Träume. Und Menschen, die nie Glühwürmchen waren. Je näher ich der Dachkante komme, desto unsicherer werden meine Schritte.

Hast du gezögert, als du hier oben warst?

Haben deine Knie gezittert?

Wie kalt war es in dieser Nacht?

So viele Fragen, die ich dir nicht mehr stellen kann. Obwohl ich die Antworten so dringend brauche. Dich so dringend brauche. Sister from another mister, oder? Wir waren wie Schwestern. Deine Mutter war meine Mutter, dein Zuhause wurde zu meinem. Wir waren eins. Du und ich. Und jetzt bin ich allein hier.

Einen Meter vor dem Abgrund ziehe ich den Rucksack von der Schulter, stelle ihn ab und öffne den Reißverschluss. Meine Hände finden wie einstudiert das geheime Fach, in dem ich die Briefe aufbewahre. Emotionen auf Papier, die ich nicht greifen kann – und die mehr Fragen aufwerfen, als sie beantworten.

Es sind nicht viele, nur eine Handvoll. Und doch zieht ihr Gewicht mich nach unten. Meine Finger graben sich ins Papier, lassen es knistern und knittern. Schließlich überbrücke ich die Distanz zur Dachkante und halte den Atem an. Bis jetzt habe ich den letzten Schritt nie über mich gebracht, habe immer Abstand gehalten. Heute will ich dort stehen, wo sie gestanden hat, bevor sie den finalen Schritt gegangen ist, ich

möchte ihr nahe sein, ihre Gedanken in meinem Kopf hören und endlich verstehen.

Schluckend traue ich mich, in den Abgrund zu sehen. *Du hast dir ein Gebäude in einer weniger befahrenen Nebenstraße Manhattans ausgesucht, und so ist der von den Laternen beleuchtete Bürgersteig menschenleer. Hattest du Angst, jemanden mit in den Tod zu reißen, wenn du eine der Hauptverkehrsstraßen wähltest? Wolltest du sichergehen, dass niemand über deinen Körper steigen muss? Dass kein kleines Mädchen in ihren Alpträumen von verbotenen Gliedmaßen geplagt wird?*

Antworte!, schreie ich innerlich, äußerlich hingegen: Schweigen. Hier oben ist es still, so ungewohnt still für diese sonst so laute Stadt. Der Wind wird schärfer, und es muss angefangen haben zu nieseln, denn meine linke Wange ist seltsam nass. Da ich nicht weine, kann es keine Träne sein. Vielleicht ist es deine? Können Sterne weinen?

Auch wenn man sie wegen der Lichtverschmutzung nie sieht, weiß ich, dass sie da sind. Mit der freien Hand wische ich die nassen Spuren fort, aber es ist zwecklos. Der Regen wird stärker. Eilig presse ich die Briefe fester gegen mich, versuche, das Papier zu schützen – genau wie die Worte darauf.

Dann schließe ich erneut die Augen, breite die Arme aus und lehne mich gegen den Wind. *Und während ich in meinem zu dünnen Kleid und der löchrigen Strumpfhose am Abgrund stehe, so wie du vor sechs Jahren, frage ich mich nur eins: Woran hast du zuletzt gedacht, bevor du deine Flügel ausgebreitet hast?*



Emmi und Cloud, elf Jahre alt

»Nun kommt schon raus, Mädchen. Ich will eure Outfits sehen!« Mimi richtete ihre neueste Errungenschaft voller Vorfreude auf Clouds Zimmertür, genauer gesagt auf die DIN-A4-große Wolke aus pinkem Bastelpapier, die an den Rändern schon ganz zerfranst war. Die analoge Hi8-Videokamera hatte sie im Schaufenster eines schnuckeligen Vintageladens in Williamsburg entdeckt – und sich sofort in sie verliebt. Keine zwanzig Minuten später verließ sie den Laden mit dem Schmuckstück, ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk an sie selbst, mit dem sie alle bedeutenden und unbedeutenden Momente ihres Lebens festhalten würde. Und ihr ganzes Leben waren diese beiden Mädchen, die sich noch immer nicht aus dem Zimmer bequemen, obwohl das Essen längst auf dem Tisch stand und angenehm nach verschiedenen Gewürzen duftete. Es war Christmas Eve, einer ihrer absoluten Lieblingstage im Jahr, und dabei mochte Mimi alle. Sie liebte das Leben dreihundertfünfundsechzig Tage und Nächte im Jahr.

»Emmi? Cloud?«, rief sie nun mit mehr Nachdruck. »Die Aufnahme läuft schon!«

Sekunden später wurde die Tür aufgerissen, und Cloud trat aus

dem Raum. Die dunklen Haare zu zwei Zöpfen geflochten, die in der Luft wirbelten, als sie sich wie eine Ballerina im Kreis drehte, um voller Stolz ihr nagelneues Kleid zu präsentieren. Es war tiefrot und hatte einen kitschigen Weihnachtsprint aus winzigen Tannen und Zuckerstangen.

»Du siehst zauberhaft aus«, platzte es aus Mimi heraus, und sie hatte Mühe, die Kamera gerade zu halten und nicht in Tränen auszubrechen. Cloud packte den Saum des Kleides an den Seiten und fächerte den Stoff auf, dann sah sie an sich herab.

»Ich find's kitschig, aber es gefällt mir.«

»Und jetzt du, Emmi!« Mimi justierte die Kamera vor ihrem Gesicht, richtete die Linse direkt auf den Türspalt des Zimmers, doch Emmi kam nach wie vor nicht aus ihrem Schneckenhaus.

»Ich will nicht rauskommen, solange die Kamera läuft«, kam es zögernd aus dem Raum. Emmis Stimme zitterte leicht, kaum wahrnehmbar. Mimi nahm es sofort wahr. Ihre Mutterinstinkte ließen sie nur selten im Stich. Ein Runzeln legte sich in feinen Wellen auf ihre Stirn, die Videokamera filmte den zerkratzten Dielenboden des Flurs statt ihrer zauberhaften Töchter in ihren passenden Weihnachtsoutfits.

Mimi lagen ermutigende Worte auf der Zunge, doch Cloud kam ihr zuvor und schlüpfte entschlossen zurück ins Zimmer. Gedämpfte Stimmen der Mädchen waren zu hören, und kaum zehn Sekunden später kamen sie wieder heraus – Hand in Hand, Seite an Seite. Obwohl Mimi tief im Inneren wusste, dass es falsch war, Emmi gegen ihren Willen zu filmen, konnte sie nicht anders. Die beiden sahen zu entzückend aus, um nicht für die Ewigkeit festgehalten zu werden. Und schließlich war genau das der Sinn dieser Kamera, für die sie eindeutig zu viel Geld ausgegeben hatte. Sie wollte Für-immer-Momente sammeln, bevor sie ihr entwischten. Und diese waren ohnehin unbezahlbar.

Clouds Kleid leuchtete in einem kräftigen Rot, Emmis dagegen in einem Tannenbaumgrün. Auch darauf fanden sich weihnachtliche Motive: perfekt eingepackte Geschenke mit goldenen Schleifen und unzählige Lebkuchenmänner. Emmis Kleid reichte bis zu den Knien, Clouds endete etliche Zentimeter darüber, weil sie größer war. Am deutlichsten unterschieden sie sich in ihren Haarfarben. Clouds Haar war dunkelbraun, Emmis weißblond und wild gelockt.

»Du siehst wunderschön aus, Emmi«, entfloß es Mimi ehrfürchtig. Cloud nickte zustimmend. »Wie ein unschuldiger Engel. Und ich hab dir schon mal gesagt, dass du dich nicht ständig verstecken sollst.« Sie knuffte Emmi in die Wange und entlockte ihr ein zaghaftes, beinahe fragiles Lächeln. Noch immer hielt Mimi die Kamera auf die beiden Mädchen, die unterschiedlicher nicht hätten sein können – und doch ein Herz und eine Seele waren.

»Und jetzt dreht euch einmal im Kreis!«

Cloud packte Emmi fester an der Hand, dann wirbelten sie gemeinsam herum. Grün und Rot, weihnachtlicher Glitzer überall. Mit jeder Drehung löste sich ein Stück von Emmis Unsicherheit.

Als sie kichernd stehen blieben und dabei leicht wankten, war ihr Lachen frei und echt. Sofort wurde Mimis Brust wärmer, ihr Grinsen um Dimensionen breiter.

»Siehst du?« Cloud stupste Emmi mit der Schulter an. Die beiden sahen einander an und schienen die Kamera vollkommen vergessen zu haben. So war es oft. Dann gab es nur sie – sonst nichts. »War doch gar nicht so schwer, oder?«

2. Silas



Darf ich näher kommen, ohne dass du springst?

Vancouver hat mir das Leben geschenkt.

Boston hat es mir entrissen.

Und New York City?

New York City hat mich reanimiert.

Schweiß steht auf meiner Stirn, rinnt mir über den Nacken und wird vom Stoff meines Langarmshirts aufgefangen. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon unterwegs bin, zwischen Beton und Asphalt. Zeit spielt bei meinen Runs nie eine Rolle, viel eher geht es darum, sie zu vergessen.

Ich stoppe nicht, zögere nie, denn Zögern würde mich nur aus meinem Flow bringen und den brauche ich nach diesem Tag dringender denn je. Da ich die Route schon Hunderte Male gemacht habe, kenne ich jeden Stein, jedes Geländer und jede Kante wie meine Westentasche.

Die Bewegungen werden schneller, weil ich für den nächsten Part den Schwung brauche, dann: Präzisionssprung. Ich lande perfekt auf einer hüfthohen Mauer, habe die Line meiner Route klar im Blick.

Beim Freerunning denke ich nicht von Schritt zu Schritt,

ich plane drei, vier Moves voraus. Ein Sprung über das graue Geländer, 180, danach ein Cat Climb an der Wand dahinter. Mit den Füßen springe ich gegen den Widerstand, stoße mich nach oben ab und reiße die Arme hoch, um die Kante zu erwischen.

Der Grip ist heute trotz der Handschuhe nicht optimal, aber ich höre nicht auf, bevor ich das Ziel erreicht habe. In der Mitte meines Runs fängt es an zu regnen, erst nur leicht, dann stärker, doch ich kenne die Gebäude um mich herum gut genug, um zu wissen, wie sie sich bei schlechtem Wetter verhalten.

Sobald ich die nächste Höhenebene erreiche, steuere ich die zehn Meter lange Hauswand rechts von mir an, springe gegen sie, um den Antrieb zu nutzen und im Anschluss den Kasten der Klimaanlage zu packen. Ich ziehe mich höher, Stück für Stück, lasse die Erde hinter mir und klettere Richtung Himmel.

Er ist mein eigentliches Ziel.

Da ich es niemals erreichen werde, gebe ich mich mit allem zwischen Boden und Wolken zufrieden. Meine Devise: je höher, desto besser. Mehr Schweiß sammelt sich an meinem Hals und wird vom Regen fortgespült. Das Shirt klebt längst an meinem Körper, kühlt mich auf befreiende Weise ab.

Es sind knapp zwanzig Grad in New York City, und ich genieße diesen spätsommerlichen Run in vollen Zügen. Der Herbst steht vor der Tür, und ich werde deutlich seltener nach oben können. Ich liebe den Adrenalinkick, aber ich bin nicht lebensmüde. Im Gegenteil. Dank dieser Stadt bin ich endlich lebendig.

Mein Kopf, der den ganzen Tag so voll und laut war, wird mit jedem Sprung, jedem Climb und jedem Abrollen leiser.

Atemlos erreiche ich die vorletzte Station, ziehe das Tempo an, um die Lücke zwischen den beiden Hausdächern zu überbrücken. Für wenige Sekunden befinde ich mich in der Luft,

unter mir ein Spalt, der gute acht Meter in die Tiefe geht und mir das Genick brechen könnte.

Der Baukran zeichnet bedrohliche Schatten in die Skyline und jagt gleichzeitig Euphorie in meine Venen. Schon als ich heute auf dem Weg zum Jugendzentrum an dem Teil vorbeigekommen bin, wusste ich, wie meine Freitagnacht aussehen würde.

Als ich den grauen Kranausleger betrete, der gute siebenzig Meter über dem Boden schwebt, wird der Regen wieder sanfter. Behutsam taste ich mich vor, passiere die einzelnen Streben und steuere sein Ende an. Erst als ich es erreiche und mich auf die Ecke des Kranarmes setze, tauche ich aus der Trance auf.

Der Wind ist dreimal so heftig, die Temperatur niedriger, mein Atem bricht aus mir heraus. Ich sitze hier oben, die Beine baumeln kindlich in der Luft, als säße ich auf einer Schaukel.

Ehrfürchtig blicke ich nach unten, auf eine Welt, die wie eine Miniaturausgabe der Realität wirkt. Mein Kopf ist befreiend leer hier oben. Da sind keine Verpflichtungen, denen ich nachgehen muss, außer einer: Ich muss genießen. Die Aussicht, den Rausch, dieses eine spezielle Gefühl, das man nur in schwindelerregenden Höhen erreichen kann. Wenn man aus einem Flugzeug springt, zum Beispiel, oder wie ich, über die Dächer einer Metropole klettert.

Es gibt kaum etwas Besseres, als nach Mitternacht auf die Skyline zu sehen und alles andere in den Hintergrund treten zu lassen. Mein Blick wandert über die Aneinanderreihung gigantischer Gebäude, die zwar grundsätzlich für sich selbst stehen, hier jedoch zu einer Einheit verschmelzen.

In wie vielen Wohnungen diese Aussicht hängt? Platt gedrückt auf Leinwände, eingesperrt hinter Glas, niemals so echt und greifbar wie das Original hier vor meinen Augen. Weit

entfernt ertönt das Hupen eines Autos, aber es stört die Ruhe nicht. Bis ich etwas entdecke, das den Frieden ins Wanken bringt.

Nicht etwas, *jemanden*.

Auf dem Gebäude links von mir stört die Silhouette einer Frau das Bild. Dank der Stadtlichter treten Details an ihr zum Vorschein, die mich schlucken lassen. Sie hat die Arme zu beiden Seiten ausgebreitet wie ein Adler im Sturzflug, und in ihrer rechten Hand hält sie etwas.

Briefe?

Scheiße!

Das schwarze Kleid weht um ihre Beine, die in einer löchrigen, ebenfalls schwarzen Strumpfhose stecken. Sie steht zu nah am Rand – und ja, ich weiß, wie seltsam das von einem Typen klingt, der auf einem Kranarm sitzt, als wäre er unsterblich.

Aber ich habe keine verdammten Briefe bei mir!

Ich bin nicht hier, um zu *sterben*.

Ich bin hier, um zu *leben*.

Ohne es bewusst zu steuern, springe ich auf, passiere den Kran in Rekordgeschwindigkeit und setze einen Tunnelblick auf, der meine nächsten Schritte vorhersagt.

Anlauf, Präzi, sichere Landung, dann der finale Sprung, bis ich auf dem Dach stehe, das sie für eine Entscheidung ausserkoren hat, die nicht zurückgenommen werden kann. Hinter meiner Brust trommelt es wie verrückt, weil ich nicht weiß, was zur Hölle ich sagen soll.

Mit bedachten Schritten nähere ich mich ihrer Silhouette, halte den Atem an und lausche, ob sie weint. Aber sie ist gespannt still. Kurz glaube ich, ihre Gestalt könnte verschwinden, wenn ich mir über die Augen reibe.

Da ich schlecht auf sie zustürmen und sie vom Rand wegreißen kann, versuche ich es auf sanftere Art, ohne zu wissen, ob ich damit nicht alles nur schlimmer mache. Niemand gibt einem eine Anleitung für so eine Situation. Und wenn doch, habe ich wohl im Unterricht gefehlt. Mit einem unguten Mix aus Emotionen im Bauch öffne ich die Lippen.

»Darf ich näher kommen, ohne dass du springst?«

3. Cloud



Freiheit.

Ein Wort, das mir fast genauso sauer aufstößt wie Loslassen.

Die dunkle Stimme trifft mich völlig aus dem Hinterhalt. Ich presse die Briefe fester an meinen Körper, und mein Stand wird instabiler. Doch statt von der Dachkante wegzukommen und möglichst schnell Abstand zu diesem Kerl aufzubauen, der wie aus dem Nichts aufgetaucht ist, wachse ich an Ort und Stelle fest.

»Also? Darf ich?« Vorsichtig hakt er nach. Was macht der Typ hier oben? Es ist mitten in der Nacht! Da ich heute nicht mehr mit Gesellschaft gerechnet hatte und generell nicht sonderlich scharf auf eine Konversation mit den Lebenden bin, zucke ich träge mit den Schultern.

»Okay.« Er klingt erleichtert, und als ich im Augenwinkel sehe, dass er auf die Dachkante zugeht, bleibt mein Herz kurz stehen. Im Gegensatz zu mir macht ihm die Höhe rein gar nichts aus. Mehr noch – er scheint eins mit ihr zu werden. Er trägt lässige Sportkleidung und weiße Sneaker, mit denen er jetzt auf der Dachkante balanciert, als wäre er ein Zirkusakrobat, der auf einem Schwebebalken das Laufen lernte. Seinem

Gesicht schenke ich keinerlei Beachtung, stattdessen fixiere ich seine Brust.

»Hast du Todessehnsucht oder so?« Fuck, ich sollte kein Gespräch mit ihm anfangen. Also warum, in Gottes Namen, frage ich ihn so etwas? Das hier zählt definitiv nicht zur Kategorie *harmloser Small Talk*.

Sein Lachen klingt frei, gleichzeitig schwingt eine traurige Note darin. Der Kontrast ist ekelerregend schön.

»Könnte ich dich nicht dasselbe fragen? Wer mit Briefen bewaffnet an einer Dachkante steht, fällt definitiv in die Kategorie *besorgniserregend*.«

Wie auf Knopfdruck nehme ich die Briefe in die andere Hand, als könnte ich damit rückgängig machen, dass er sie gesehen hat.

»Ich wüsste nicht, was es dich angeht.«

»Es geht mich nichts an«, erwidert er und kommt einen Schritt näher. »Aber du bist in meinem Revier.«

Wovon, zum Teufel, spricht der Kerl? Bei meinen vorherigen fünf Besuchen habe ich ihn definitiv nie gesehen. Daran würde ich mich erinnern, auch wenn mein Gedächtnis in letzter Zeit in Mitleidenschaft gezogen wurde.

»Wenn dir das Gebäude nicht zufällig gehört, was ich kaum glaube, dann ergeben deine Worte wenig Sinn.« Kann er nicht verschwinden und mich allein lassen? Ich bin erst seit zehn Minuten hier oben, und es wird ohnehin schwer, die angestrebten zwanzig zu schaffen. In Gesellschaft ist es quasi unmöglich. Ich mag die menschliche Spezies nicht besonders. Wenn es nach mir ginge, dürften Katzen die Weltherrschaft an sich reißen. Meinem Captain Jack Sparrow würde das gefallen.

»Das Gebäude gehört mir nicht, nein. Aber die Aussicht – die gehört mir.« Er deutet mit einer vagen Handbewegung auf

die Skyline, und für einen Moment glaube ich felsenfest, dass da gleich Flügel aus seinem Rücken schießen und ihn als Engel entlarven. Anders lässt sich nicht erklären, dass jede seiner Bewegungen Ausdruck purer Gelassenheit ist, während meine Knie weich wie Wackelpudding sind.

»Aber ich kann sie heute Nacht mit dir teilen, wenn du willst?« Sein Vorschlag entlockt mir ein Brummen. Ich habe genau dasselbe Anrecht darauf, hier meine Ruhe zu haben wie er. Nämlich im Grunde genommen gar keines. Niemand von uns dürfte hier sein. Wenn uns jemand erwischt, sind wir beide am Arsch und verbringen die Nacht auf dem Revier. Oder direkt in einer psychiatrischen Einrichtung.

Ich bleibe wie festgefroren auf der Stelle stehen, als er zwei Schritte näher kommt, so nahe, dass ich den Anflug seines Aftershaves riechen kann. Verdammt, er riecht gut, das muss ich ihm lassen. Eine leichte Zitrusnote, unterstrichen von einem Hauch Eukalyptus.

»Was, wenn du abrutschst und stirbst?«, frage ich ihn zerknirscht. Dieses Mal ist er es, der mit den Schultern zuckt.

»Selbst wenn ich abrutsche und sterbe, wird in ...« Er schiebt den Ärmel des schwarzen Longsleeves ein Stück nach oben, um eine Uhr an seinem Handgelenk freizulegen. »... genau drei Stunden und zweiunddreißig Minuten die Sonne zwischen diesen beiden Gebäuden aufgehen und einen Sonnenstern formen. Glaub mir, ich hab's mit eigenen Augen gesehen.«

Jetzt schiebt er die Hände in die Taschen seiner dunklen Cargojogginghose, während ich weiterhin seinem Blick ausweiche. »Was ich damit sagen will: Wenn ich stürze, dreht sich die Welt weiter.«

Verdammte Scheiße, ist er derjenige von uns, der suizidale Tendenzen hat?

»Mir wäre es trotzdem deutlich lieber, wenn wir Abstand zur Kante aufbauen könnten. Meinst du, das geht?« Er klingt flehend, und das, obwohl er mich nicht kennt und ihm meine Sicherheit am Arsch vorbeigehen sollte. Nicht mal ich gebe sonderlich viel darauf.

»Von mir aus.«

»Gut. Ich zähle bis drei, und dann gehen wir gemeinsam einen Schritt zurück, okay?«

Da er keinerlei Anstalten macht, mit dem Countdown zu beginnen, sehe ich abwartend zu ihm hinüber – und bereue es sofort. Instinktiv ging ich schon davon aus, dass der Kerl attraktiv sein würde, aber sein Gesicht ... es könnte mir genauso gut vom Cover der *Men's Health* entgegenstarren. Scharf geschnittener Kiefer, geschwungene Lippen, Augen, deren Farbe ich hier oben nicht erkennen kann und in denen sich die Skyline spiegelt. Dazu die leicht verwuschelten Haare, die ihn aussehen lassen, als hätte er eine Menge Geld dafür bezahlt, damit sie im perfekten Out-of-bed-Look daherkommen. Angesichts der unchristlichen Uhrzeit wäre es nicht einmal verwunderlich, wenn er wortwörtlich aus dem Bett gefallen wäre. Direkt vor meine abgelatschten schwarzen Boots.

»Worauf wartest du?«, frage ich mit erhobenen Brauen.

»Ich bin mir nicht sicher, ob du wirklich zurück und nicht nach vorne trittst. Versprichst du's mir?«

»Du wirst es wohl herausfinden müssen«, erwidere ich.

Er nickt, seine Miene eine Mischung aus Unsicherheit und Entschlossenheit. »Gib mir zur Sicherheit trotzdem deine Hand.« Erst jetzt, wo er seinen Arm in meine Richtung streckt, erkenne ich, dass er fingerlose Handschuhe trägt. Keine nor-

malen, sondern diese Teile, die man sonst nur in Fitnessstudios an den Händen irgendwelcher Sportjunkies findet. Zögerlich nehme ich sein Angebot an. Seine Fingerspitzen sind warm, und ich frage mich, ob er meine innere Kälte spürt.

»Drei.«

Er atmet tief ein und aus.

Ich atme gar nicht.

»Zwei.«

Noch eine Pause, als würde er sich versichern, dass seine Worte zu mir durchdringen.

»Eins.«

Gemeinsam gehen wir einen Schritt zurück, dann noch einen, bis der Abgrund weniger verschlingend auf mich wirkt, und mein Herz wieder in ruhigerem Rhythmus schlägt. Seine Hand gleitet aus meiner, er setzt sich neben meinen Rucksack, winkelt die Beine an und legt einen Unterarm auf seinen Knien ab. Mit der freien Hand klopft er auf den Platz zu seiner Linken. »Im Sitzen ist es weniger beängstigend hier oben.«

Langsam lasse ich mich auf den Boden sinken, achte penibel darauf, ihm nicht zu nahe zu kommen. Der Rucksack bildet eine Barriere zwischen uns, und ich nutze den Augenblick, um die Briefe so unauffällig wie möglich darin verschwinden zu lassen.

»Nur zur Info: Ich bin nicht hier, um mir das Leben zu nehmen.«

»Puh!« Er presst sich die behandschuhte Faust etwas zu theatralisch aufs Herz. »Das beruhigt mich.«

»Und wieso bist *du* hier?« Der Kerl taucht aus dem Nichts auf und hilft mir, als wäre es das Normalste auf der Welt. Bei meinem letzten World-Check-up war Nettigkeit das Gegenteil von Normalität. Eher zerfleischen sich die Menschen von Jahr

zu Jahr mehr. Der Woodstock-Frieden von 1969 hat dem Debakel von 1999 Platz gemacht. Statt Zusammenhalt, Rücksichtnahme und Liebe herrschen Spaltung, Hass und Tote. Das Einzige, was sich durchgesetzt hat, sind die Drogen. Vor allem die chemische Scheiße hinterlässt in den Staaten Schäden wie ein Hurrikan.

»Die Stadt ist mein Spielplatz«, gibt er zurück. »Auch Erwachsene brauchen ab und zu einen Ort, an dem sie frei sein dürfen.«

Freiheit.

Ein Wort, das mir fast genauso sauer aufstößt wie *Loslassen*. Aber nur fast.

»Ich heiße übrigens ...«

»Nein!«, unterbreche ich ihn. »Keine Namen. Ich habe heute Nacht echt nicht die Kapazität für neue Bekanntschaften, und wenn ich erst mal deinen Namen kenne, wird es nur kompliziert. Nimm's nicht persönlich. Außerdem tue ich dir damit einen Gefallen.«

»Inwiefern?«

»Ich bedeute Ärger.«

Er hebt erst die Brauen, dann die Hände. »Okay, Trouble. Keine echten Namen.«

Verblüfft sehe ich ihn an, und als er mir sein strahlendes Lachen präsentiert, fällt mir ein kleiner Fehler in seiner Perfektion auf: Sein linker Eckzahn ist an einer Stelle abgebrochen und wurde nicht gerichtet. Dummerweise macht ihn diese Kleinigkeit nicht weniger ansehnlich.

»Gilt deine Regel etwa auch für Spitznamen?«

»Spielt keine Rolle, oder? Du hast sie eh schon gebrochen.«

Lachend schüttelt er den Kopf. Fehlt nur noch, dass er sich

in Slow Motion die dunklen Wuschelhaare aus der Stirn streicht – und das Klischee wäre perfekt.

»Was soll ich sagen? Ich breche gerne Regeln.«

4. Silas



Sie hat Vollmondaugen.

»Gibst du damit an, ein Regelbrecher zu sein?«, foppt sie mich.

»Soll mir das imponieren?«

»Ich weiß nicht. Klappt es denn?«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich brauche schon etwas mehr, um beeindruckt zu sein.«

Ich bin niemand, der so leicht aufgibt, also traue ich mich ein weiteres Mal in das tiefe Gewässer, das dieses seltsame Mädchen umgibt. »Wieso bist du hier oben, wenn nicht, um dich zweiundachtzig Meter in die Tiefe zu stürzen?«

»Zweiundachtzig Meter?«, fragt sie verwirrt. »Hast du den Scheiß nachgemessen, bevor du mir nachgestellt hast?«

Ich tippe mir an die Schläfe. »Meine Augen sind mein Maßband.« Sie muss ja nicht wissen, dass ich aufgrund meines Hobbys die Höhe jedes Gebäudes kenne, das ich jemals bei einem Run betreten habe – und das sind viele. Es ist auffällig, dass sie der Frage zum zweiten Mal ausgewichen ist, und auch wenn es ihr gutes Recht ist, sorgt es für Unbehagen in mir. Ich bin schon froh, dass sie nicht mehr auf wackeligen Beinen am Rand steht, aber ich habe es noch nicht geschafft, sie vom Dach

zu holen. Und selbst wenn: Wer versichert mir, dass sie nicht zurückgeht, sobald ich mich umdrehe?

»Ich will heute Nacht nicht nach Hause und hab keinen Plan, wo ich hingehen soll.« Ihre Worte sind so dünn, dass sie sich im Wind verlieren wie Staubpartikel, die sich bei Sonnenlicht als Glitzer tarnen. Ihre schwarzen Haare wellen sich leicht an den Enden vor Nässe, ihr Pony klebt an den Schläfen.

Das Septum gibt ihrem sonst eher weichen Gesicht eine gewisse Härte, einen Kontrast, den ich mag. Die schwarzen Klamotten verleihen ihr zusätzlich eine 2010er-Tumblr-Sad-Girl-Aesthetic. Ihr Kinn läuft etwas spitz aus, die Wangen sind voll, und einzelne Strähnen ihres Ponys hängen ihr in die Augen. Trouble ist auf wilde Art hübsch.

»Hast du niemanden, der dich bei sich auf der Couch pen-
nen lässt?«, frage ich mit einem Räuspern und sollte definitiv nicht darüber nachdenken, ihr einen Platz bei mir anzubieten. Ich war heute Nacht nur unterwegs, da im Anchor Point die Hölle los ist, wir ständig neue, erschütternde Fälle haben und ich den Kopf freibekommen musste. Jetzt ist mein Kopf voller als zuvor. Ich habe offiziell auf ganzer Linie verkackt. Trouble scannt meinen Körper, ist anscheinend auf der Suche nach etwas.

»Was ist?«

»Ach nichts. Ich suche nur deinen Vorschlaghammer. Oder bist du immer so forsch?«

Shit, sie hat recht. Wenn sie mitten in der Nacht auf ein Dach steigt, statt sich bei Freunden oder Familie einzuquartieren, wird sie niemanden haben, der ihr einen Schlafplatz anbietet, und das ist verflucht tragisch.

»Sorry, das war unsensibel.«

»Ich bleib immer eher für mich«, sagt sie und gibt sich echt Mühe, es nicht verbittert klingen zu lassen.

»Ja, ich auch.«

»Sagst du das jetzt nur, damit ich mich nicht einsam fühle?« Ihre linke Augenbraue schießt in die Höhe, woraufhin ich den Kopf schüttle. Wenn ich tagsüber viele energieziehende Begegnungen im Zentrum hatte, verbringe ich die Zeit am liebsten allein und in völliger Ruhe. Komischerweise stört sie diese Stille nicht, sie bringt die Blase nicht zum Platzen. Eher schwebt sie ihretwegen etwas höher.

»Ich würde dich ja zu mir nach Hause einladen und dir meine Couch anbieten, aber du solltest das Angebot auf keinen Fall annehmen.«

»Wieso? Sag nicht, du hast statt eines Vorschlaghammers eine Axt dabei. *Bist du ein Axtmörder, Rooftop?*« Ihr Spitzname für mich entlockt mir ein Lachen. Kreativ ist sie, das muss man ihr lassen.

Anfangs hat sie mir nicht ins Gesicht gesehen, jetzt blickt sie mir unverfroren tief in die Augen. Und verflucht, ihre sind hypnotisierend. Umrandet von dichten Wimpernkränzen, groß, grau und strahlend.

Sie hat Vollmondaugen.

»Kein Axtmörder, kein Stalker, keine Vorstrafen. Aber du kennst meinen Namen nicht und weißt auch sonst nichts über mich. Es wäre kopflos, mir zu folgen.«

»Kopflos sein klingt erstrebenswert«, antwortet sie zynisch.

»Ja, sag das mal Marie-Antoinette.«

Insgeheim weiß ich, was sie meint. Kopflos zu sein bedeutet, sorglos zu sein, und mich lässt das Gefühl nicht los, dass ihre Sorgen sie auf dieses Dach gejagt haben. Um das zu wissen, muss ich weder ihren Namen noch ihre Geschichte kennen.

»Na gut. Erzähl mir etwas über dich, und dann entscheide ich, ob ich dein Couchsurfing-Angebot annehme.«

»Okay, wo fang ich an? Ich bin in Vancouver geboren und hab da gelebt, bis ich sechs wurde, dann sind meine Eltern mit mir nach Boston gezogen. Vor vier Jahren bin ich hier gestrandet und hab mich auf den ersten Blick in die Stadt verliebt. Ich liebe Nudeln, hasse aber Spaghetti.«

»Moment! Die Spaghetti ist die Königin unter den Nudeln!«, stößt sie gespielt empört aus. »Aber ich bin nicht hier, um zu judgen, also erzähl mir mehr.«

»Wenn ich nachts nicht schlafen kann, gehe ich raus, denn du weißt ja inzwischen, dass die Welt mein ...«

»Spielplatz ist«, beendet sie den Satz.

»Korrekt. Ich bin fünfundzwanzig, arbeite im Anchor Point und habe eine seltsame Schwäche für Minzschokolade.«

Trouble verzieht das Gesicht, als hätte ich ihr anvertraut, dass ich Leberwurst auf meine Proteinriegel schmiere. Nicht, dass ich eines von beidem überhaupt essen würde.

»Du magst keine Spaghetti und liebst dafür etwas, das wie Zahnpastaschokolade schmeckt? Ich sollte dein Angebot echt ausschlagen. Vielleicht weißt du es nicht, aber da schlummert jemand Gefährliches in dir.«

»Hab's dir ja gesagt«, bestärke ich sie, denn scheiße, sie sollte echt nicht mit mir nach Hause kommen. Aber wenn die Alternative ist, sie allein hier oben zu lassen, treffe ich lieber eine unangebrachte Entscheidung. Obwohl sie beteuert hat, dass sie sich nichts antun wollte, strahlt sie etwas aus, das mir einen Knoten in den Magen drückt und meine Kehle blockiert. Womöglich ist es der traurige Ausdruck in ihren Mondaugen oder die Tatsache, dass sie die Briefe wie eine Handgranate in ihren Rucksack gestopft hat, die niemand sehen soll.

»Nimmst du mich trotzdem mit zu dir?« Ihre Frage über-
rumpelt mich. Ihren Blick hat sie wieder an die Skyline ge-
pinnt. »Vielleicht ist heute ja die beste Nacht, um von einem
Axtmörder entführt und mit Minzschokolade gefoltert zu wer-
den. Vielleicht ist heute die perfekte Nacht, um kopflos zu
sein.«

Zum wiederholten Mal wiege ich meine Optionen ab. Der
Entschluss ist stets der gleiche: Ich kann sie hier nicht allein
zurücklassen.

»Außerdem wird mir langsam echt kalt.« Hätte ich eine Ja-
cke bei mir, würde ich sie ihr sofort überlassen, aber ich gehe
meistens ohne unnötigen Ballast auf meine Runs, damit ich
freier in den Bewegungen bin.

In mir tobt ein Kampf: Auf der einen Seite steht die Ver-
nunft, und sie schreit, dass ich dieses Mädchen sicher nach
Hause begleiten und gehen sollte. Demgegenüber steht mein
Bauchgefühl, und es war schon immer stärker als mein Ver-
stand, auch wenn ich so viele Jahre nicht auf seine Ratschläge
gehört habe. Bis mir nichts anderes mehr übrig geblieben ist,
als zuzuhören. Damals, als es schon fast zu spät war.

»Lass uns verschwinden.« Mit diesen Worten stehe ich auf
und reiche ihr die Hand. Überraschenderweise nimmt sie
mein Angebot an und lässt sich von mir aufhelfen. Allein
würde ich denselben Weg zurücknehmen, den ich gekommen
bin, würde meinen Körper über Hindernisse und Schluchten
balancieren lassen und dabei den Kopf ausschalten.

Kopflos sein klingt erstrebenswert.

Ich würde ihr gern zeigen, wie man diesen Zustand er-
reicht.

Den Zustand des Vergessens.

Den Zustand des Nur-Seins.

»Kannst du mir sagen, wie spät es ist?«, will sie aus heiterem Himmel wissen.

»Klar. Es ist Viertel nach drei.«

Ihre Mundwinkel zucken kaum merklich, und meine tun es ihren gleich, auch wenn ich keine Ahnung habe, warum sie die Uhrzeit so glücklich macht. Alles, was sie sagt und tut, wirkt speziell, auf traurig-schöne Art künstlerisch. Und der Künstler in mir wurde schon immer von Kunst angezogen wie die Moten vom Licht.

Trouble geht ein weiteres Mal auf die Kante des Daches zu, wendet das Gesicht Richtung Himmel und schließt die Augen. Dann öffnen sich ihre Lippen einen kleinen Spalt, ihre Stimme ist ein Flüstern, und doch verstehe ich jedes Wort, das sie formt, klar und deutlich.

»Du bist zweiundachtzig Meter geflogen.«

Liebe Cloud,

*ich dachte immer, ich bin für die Nacht gemacht, weißt du?
Dass ich nicht schlafen kann, weil mein Herz ab Mitternacht in einem regelmäßigeren Takt schlägt und meine Lungenflügel Dunkelheit statt Sauerstoff brauchen.*

Seit ein paar Tagen frage ich mich, ob ich mir nicht bloß etwas vormache und Erklärungen für etwas suche, das sich nicht erklären lässt.

Vermutlich sind es diese fiesen Gedanken, die nachts keine Ruhe geben und mir die Zeit stehlen. Tag für Tag, bis man irgendwann bei Sonnenaufgang ins Bett geht und erst bei Dämmerung wieder aufwacht. Immer gefangen in Dunkelheit und Einsamkeit. Denn wenn du nur dann wach bist, wenn die Welt um dich herum schläft, wie kannst du da nicht allein sein?

Deine Emmi